# Der Zauber der Homerischen Poesie.

Vortrag

von

Prof. Dr. Christian Muff,
Rektor der Königl. Landesschule Pforta.

Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Neue Folge, Heft XXVI.

ERFURT, 1900.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)



# Der Zauber der Homerischen Poesie.

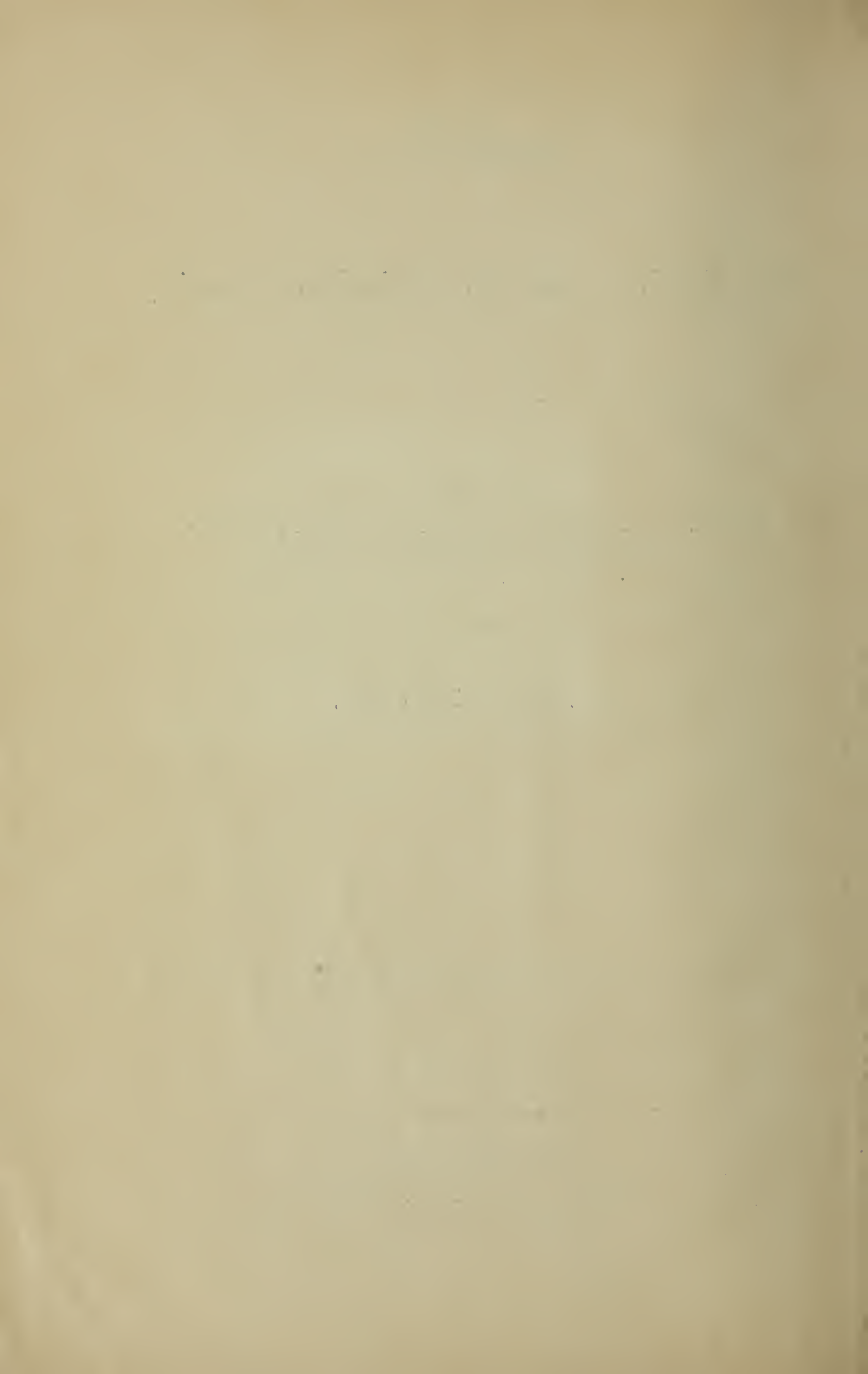
Vortrag,
gehalten am 1. November 1899 in der Königl. Akademie
gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

Prof. Dr. Christian Muff,
Rektor der Königl. Landesschule Pforta.

Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften
zu Erfurt. Neue Folge, Heft XXVI.

ERFURT, 1900.
Verlag von Carl Villaret.
(Inhaber Arthur Frahm.)



»Shakespeare ist nicht Shakespeare« — so hiess es plötzlich um die Mitte dieses Jahrhunderts, und so heisst es vielfach noch jetzt. Noch immer hört man sagen, ein Mann von der mangelhaften Bildung, wie sie Shakespeare nachweislich besessen habe, könne unmöglich der Verfasser von Dramen sein, in denen sich eine ebenso eindringende wie umfassende Kenntnis der Geschichte, des Lebens, des Menschenherzens bekunde. Alle die Stücke, die den Namen Shakespeare trügen, habe Sir Francis Bacon, der hochgelehrte und als Begründer der modernen Erfahrungs-Wissenschaft berühmt gewordene Baco von Verulam geschrieben, und Shakespeare habe nichts weiter gethan, als dass er sie bühnengerecht machte.

Gesetzt, diese Vermutung wäre richtig, was sie wahrscheinlich oder sicher nicht ist: was würde sich für uns ändern? Scheinbar alles, und im Grunde nichts.

Einer der gefeiertsten Namen der Litteraturgeschichte würde allen Glanz, allen Ruhm verlieren, und das wäre ja immerhin ein Verlust; aber die Dichtung, die ihm Glanz und Ruhm gegeben hat, die bliebe unversehrt und würde nach wie vor die Völker des Erdkreises, nicht am wenigsten uns Deutsche erquicken, erheben und begeistern; dann aber hätten wir Shakespeare behalten. Denn was wir an Shakespeare haben und geniessen, was wir an ihm lieben und bewundern, ist nicht der Mann aus Stratford, der unter der grossen Elisabeth als Schauspieler gewirkt hat, für uns ist Shakespeare die Sammlung der ausgezeichneten, der einzigartigen Dramen, die bis jetzt seinen Namen getragen haben, und die würden uns bleiben, auch wenn ein anderer Verfasser auf dem Titelblatte genannt würde.

Ähnlich wie bei Shakespeare liegen die Dinge bei Homer. Nicht nur, dass man die beiden grossen Epen, die gewöhnlich unter seinem Namen gehen, die Ilias und die Odyssee, verschie-

denen Verfassern zuschreibt, man bezweifelt, dass es überhaupt einen Homer gegeben habe. Wohl haben sich sieben griechische Städte um die Ehre gestritten, den Dichter geboren zu haben, aber es ist keiner gelungen, die Echtheit ihrer Ansprüche zu beweisen, so dass man begreift, wie jemand das schwierige Rätsel mit der witzigen Bemerkung zu lösen versucht hat, dass eben kein Ort der Erde, sondern der Himmel selber das Vaterland Homers sei. Ebensowenig ist von seinem Geschlecht, seiner Person, seinen Geschicken irgend etwas Näheres überliefert; selbst über die Zeit seines Auftretens ist man noch in Ungewissheit. Was bleibt also von Homer? Nichts, und in gewisser Beziehung doch wieder alles: die Homerische Dichtung.

Mögen also die Philologen fortfahren, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es einen Homer gegeben habe oder nicht; mögen sie mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen versuchen, dass die vorliegenden Epen aus einer Anzahl Einzellieder entstanden seien, welche eine von Peisistratos eingesetzte Kommission in die heutige Verfassung gebracht habe; mögen andere an einem festen Grundstock als dem Werke Homers festhalten und nur Überarbeitung durch spätere, minder berufene Hände zulassen — für uns Leser macht das wenig oder gar nichts aus, für uns ist Homer die Dichtung, die in Ilias und Odyssee vorliegt, die vor mehr als 2000 Jahren bereits Homer hiess und die in alle Zukunft so heissen wird.

Die alten Griechen waren ein in jeder Beziehung hochbegabtes, schaffensfreudiges, glückliches Volk. In Krieg und Frieden, in Wort und That, im Leben wie in der Kunst haben sie Hervorragendes geleistet, und in gar vielen Beziehungen sind sie ewig gültige Muster und Lehrer der Menschheit geworden, Um nur von der Poesie zu sprechen, zu welcher Vollendung haben sie es in allen Gattungen dieser Kunst gebracht! Was sind die lyrischen Dichter Pindar und Anakreon, die tragischen Aischylos, Sophokles, Euripides, die komischen Aristophanes und Menander für bewundernswerte, ebenso gedankenreiche wie formgewandte, ebenso fruchtbare wie wirkungsvolle Künstler! Aber so gross auch diese Dichter waren und so sehr auch das feinsinnige Volk der Griechen sie zu schätzen wusste, wertvoller als sie alle war doch in seinen Augen H o m e r. Alle die vielen und herrlichen Dichtungen, die ein gütiger Gott gleichsam wie aus einem Füllhorn des Segens über das Volk ausgeschüttet hatte und denen es so viel Freude

und Erhebung verdankte, sie erschienen ihm nur wie die mannigfach entwickelten Blüten an dem Baume, dessen Wurzel und Stamm die Gesänge Homers waren.

Selbstverständlich ist auch die griechische Litteratur aus kleinen Anfängen hervorgegangen, und es wird mancher Übung, mancher Vorarbeit bedurft haben, um es zu Leistungen von der Grösse der Ilias und der Odyssee zu bringen. Aber diese Versuche, diese kleineren Bethätigungen des erwachenden poetischen Geistes waren schon für die Griechen verloren, wie sie es für uns sind, und so stand und steht an der Spitze ihrer Litteratur nicht ein schwächliches Machwerk, sondern ein Werk von höchster Vollendung, Homer. Diesem Dichter mit Ehrfurcht und heiliger Scheu zu begegnen war daher in Griechenland ein Gebot der Schicklichkeit, eine Pflicht der Pietät, die sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzte. Von den vielen epischen Dichtern, die nach Homer den Homerischen Sagenkreis behandelt haben, den sogenannten kyklischen Dichtern, hat es keiner gewagt, irgend eine schon von Homer behandelte Geschichte noch einmal anzugreifen; sie haben sich mit dem, was vorausgeht und was nachfolgt, befasst, mit ihm, dem einzigen, hat keiner wetteifern wollen. Die grossen Tragiker haben ihre Stoffe zu einem guten Teil dem Homer entlehnt; weiss man doch, dass gerade der grösste, der tiefsinnigste, Aischylos, erklärt hat, seine Dramen seien Brosamen von dem reichen Mahle Homers. Die Bildhauer und Maler entlehnten dem Homer die schönsten Motive; die Geschichtschreiber knüpften an ihn an; die Philosophen setzten sich mit ihm auseinander, und je öfter sie zu Ergebnissen kamen, die der Homerischen Anschauung widersprachen, desto mehr freuten sie sich, wenn es einmal möglich war, für diese oder jene Ansicht den Homer als Gewährsmann anführen zu können. Aus all diesen Gründen heisst Homer bei den Griechen kurzweg der Dichter.

Allein Homer stand nicht nur bei den Klugen und Weisen, bei den Dichtern und Schriftstellern in hohem Ansehen, er war allen Ständen, allen Schichten, allen Altersstufen zugänglich und verständlich, teuer und wert. Zuerst zogen Sänger, die sogenannten Rhapsoden, von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel, um bei festlichen Zusammenkünften Abschnitte aus Homer unter Begleitung eines Saiteninstrumentes zu singen. Seit Solon bildete der geordnete Vortrag der Homerischen Gedichte einen

stehenden Teil der grossen Panathenaiischen Feier zu Athen. Zuletzt war Homer die Grundlage und der hauptsächlichste Bildungsstoff für den Jugendunterricht in der Schule. Aus Homer lernte man Religion und Sittlichkeit, Sage und Geschichte; an Homer erbaute man das nach Schönheit lechzende Gemüt; aus Homer prägte man lange Stellen dem Gedächtnis ein, ja es war gar nichts Aussergewöhnliches, wenn Jünglinge den ganzen Homer, Ilias und Odyssee, zusammen 26000 Verse, auswendig konnten. Man glaubt es also, wenn Plato sagt, Homer habe ganz Hellas gebildet; man glaubt es, wenn die Alten versichern, von Homer seien alle grossen Geister genährt wie vom Okeanos alle Quellen und Ströme! Demnach ist es nicht richtig, wenn der Kulturhistoriker Riehl sagt, wie der dramatische Künstler Shakespeare, so habe auch der alte Volksdichter Homer zu seiner Zeit bei weitem nicht den Einfluss ausgeübt wie heute. Auch schon bei den Griechen hat Homer ausserordentlich viel gegolten und ausserordentlich heilsam gewirkt, so dass man wohl begreift, wie man ihn die Bibel der Griechen hat nennen können. Aber mit einer anderen Versicherung hat Riehl recht, dass jetzt die studierende Jugend der ganzen Kulturwelt durch Homers Werke herangebildet werde. Homer ist ein nationaler Dichter im besten Sinne des Wortes, aber er hat gleichzeitig für alle Völker und für alle Zeiten geschrieben. Der Wechsel des Geschmacks und die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge hat ihm nichts anzuhaben vermocht. Er ist in alle Kultursprachen übersetzt, tritt in poetischer, in prosaischer Wiedergabe, tritt in unzähligen Werken der Kunst allen Gebildeten der Erde nahe und geniesst namentlich bei uns Deutschen in der bekannten Übersetzung von Joh. H. Voss das Ansehen eines Klassikers. Seit Lessing und Herder das rechte Verständnis Homers eröffnet, seit Goethe und Schiller mit wahrer Begeisterung in die Betrachtung seiner Schönheit sich versenkt haben, seit Voss ihn übersetzt und der grosse Philologe Wolf die Frage nach der Entstehung der Homerischen Gedichte, die sogenannte homerische Frage aufgeworfen hat, die einen gewaltigen Kampf der Geister entfesselte und heute noch ihrer endgültigen Lösung harrt, seit jener Zeit ist Homer teils im Urtext, teils in Übersetzungen, teils in Auszügen und Bearbeitungen der wesentlichste Bestandteil der griechischen Bildung auf den deutschen Schulen und damit im deutschen Volke geworden.

Aber wie ist das möglich? Wie kann ein Dichter Jahrtausende

hindurch und bei den verschiedensten Völkern so angesehen sein und solcher Ehren geniessen? Was ist es, das diesem Homer ewige Jugend verleiht, das ihm die begeisterte Liebe des Knaben, die begeisterte Verehrung des erfahrenen Mannes einträgt? Welche Züge, welche Eigenschaften ziehen uns an und halten uns bei ihm fest? Mit einem Worte: Worin besteht der Zauber der Homerischen Poesie?

Zuerst und vor allem in der glücklichen Wahl des Stoffes. Zwar nach der Lehre der modernen Naturalisten kommt auf den Inhalt eines Kunstwerkes sehr wenig, auf die Form sehr viel oder eigentlich alles an. Ob ein Gegenstand an sich fesselt oder gleichgültig lässt, ob er anzieht oder abstösst, ob er schön oder hässlich ist, danach fragen sie nicht; im Gegenteil, sie haben eine Vorliebe für das Niedere, Widerwärtige und setzen nun alle Kraft daran, durch möglichst naturgetreue Wiedergabe auch für den abstossenden Gegenstand unser Interesse zu gewinnen. Anders Homer. Er ist Realist trotz einem, wie wir später sehen werden, aber des grossen Vorteils, schon durch die Wahl eines anziehenden und unterhaltenden Stoffes Hörer und Leser zu erfreuen, hat er sich wohlweislich nicht begeben. Wohin wir auch bei ihm blicken und welche Geschichte wir auch herausnehmen, immer werden wir auf das lebhafteste angesprochen, immer weiss er eine Saite unseres Gemütes zu treffen und lebhafte Teilnahme wachzurufen. Es ist ein anschauliches Bild des ritterlichen Lebens der Hellenen, das Homer in seinen Gedichten vor uns aufrollt. Die Sitten und Zustände, die Empfindungen und Thaten des jugendlichen Heroenzeitalters erscheinen so vor uns, wie in guter Stunde ein echter Dichter mit hellen Augen sie anschaut.

In dem einen Epos, in der Ilias, ist es der Krieg, der in all seinen Wechselfällen und in der grossen Fülle spannender Ereignisse uns vorgeführt wird. Wohl wird aus der zehnjährigen Belagerung Trojas nur ein kurzer Abschnitt, die Zeit von 51 Tagen des letzten Jahres, behandelt, aber wir erhalten doch eine Vorstellung vom ganzen Kriege, insofern die Hinterhalte und Schlachten, die Fluchtversuche und Heldenthaten, die Worte und die Werke bei aller individuellen Färbung typisch gehalten sind und so den allgemeinen Zustand wiederspiegeln. Gekämpft wird in der Ilias so ziemlich von Anfang bis zu Ende, fast 24 Bücher hindurch. Ob aber wohl ein Kampf dem andern gliche, ob wohl die Schilderung der Schlachten jemals eintönig und langweilig

würde! Man kann das Gedicht immer wieder lesen und hat immer wieder seine Freude an der Grösse des Einsatzes, an dem Aufwand von Mannesmut und Heldenkraft, an dem bunten Wechsel des Verlaufs und den wunderbaren Fügungen des Schicksals. Könige bekämpfen einander mit Worten, Könige bekämpfen einander mit tödlichen Waffen; aber auch Helden von geringerer Abkunft zeigen königlichen Mut, und es ist eine Lust, zu schauen, wie sie Zeugnis ablegen von dem kriegerischen Sinn und dem ritterlichen Geiste der alten Hellenen. Man sieht, der Krieg ist ein hochpoetisches Thema, und die Homerische Darstellung bestätigt die schönen Worte Schillers: »Aber der Krieg lässt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, Selber dem Feigen erzeugt er den Mut«.

In der Odyssee ist es die Meerfahrt, die uns anzieht, die Meerfahrt mit ihrem geheimnisvollen Zauber, ihren Reizen und ihren Gefahren. Abenteuer reiht sich an Abenteuer, aber jedes ist anders gestaltet und gewährt uns einen immer neuen Einblick in die Wunder- und Schreckenswelt des Meeres. Bald sehen wir das Meer in seiner Lieblichkeit, bald in seiner Furchtbarkeit, bald in der bezaubernden Ruhe, bald im erschreckenden Aufruhr der Elemente. Homer hat natürlich den Sagenkreis seines Volkes gekannt und für seine Zwecke die beste Auswahl daraus getroffen; er hat aber auch eine Phantasie von unendlicher Stärke und reichster Gestaltungskraft besessen. Nur so erklärt sich die schöne Verbindung von Wahrheit und Dichtung in seinen Gesängen. Was sich thatsächlich ereignet, womit man die Vorgänge ausgeschmückt, was man frei ersonnen und als Schiffergeschichten, um nicht zu sagen Schifferlügen, verbreitet hatte, das alles kommt, ein jedes an seinem Ort, in dem besten Zusammenhang und in der besten Beleuchtung zur Geltung.

Bewundernswert ist ferner Homers Geschick in der Gruppierung. Wenn es wahr ist, dass es einen guten Klang giebt, wenn Hartes sich mit Mildem paaret, dann ist Homer sehr weise verfahren; denn er hat auf Scenen, die Tod und Verderben atmen, und auf Ausbrüche roher Naturkraft die lieblichsten Begebenheiten, Vorgänge von tiefer und zarter Empfindung folgen lassen; ebenso hat er umgekehrt kommenden Heldenthaten idyllische Scenen vorausgeschickt, um durch den Gegensatz eine tiefere Wirkung zu erzielen. Ehe der Zweikampf zwischen Menelaos und Paris anhebt, erscheint Helena, das Weib mit der berückenden Schönheit, auf dem Turm am Skaiischen Thore,

wo die troischen Greise sitzen, reisst diese durch ihre Schönheit zur Bewunderung fort und giebt dem Priamos Auskunft über die Helden der Achaier, die von der Mauer aus gesehen werden. — Im 6. Buche wird erzählt, wie Hektor das blutgetränkte Schlachtfeld verlässt, um seine Mutter Hekabe zu einem Bittgang zur Pallas Athene zu veranlassen, wie er dann mit seinem geliebten Weibe Andromache und dem kleinen Astyanax zusammentrifft und wie er von diesen beiden einen rührenden, tief ergreifenden Abschied nimmt. — Um dieselbe Stunde treffen draussen auf dem Blachfelde zwei ebenbürtige Gegner zusammen, Glaukos und Diomedes, aber sie haben sich nicht sobald als Gastfreunde von den Vätern her erkannt, als sie vom Kampfe abstehen und sich noch überdies beschenken. Sie tauschen Waffen aus. Es waren aber die, die der Lykier Glaukos gab, von Gold und hundert Rinder wert, während die des Griechen Diomedes, die er dafür erhielt, von Erz und nur neun Rinder wert waren; so sehr, bemerkt der naive Dichter, hatte ihm der Kronide Zeus den Verstand genommen. — Während nach Beendigung der dritten grossen Schlacht und nach dem Tode des Patroklos beide Heere von den übermenschlichen Anstrengungen sich ausruhen und neue Kraft sammeln, weil sie wissen, dass die Entscheidung bevorsteht, führt uns der Dichter auf den Olymp, in die Werkstatt des Hephaistos, der eben dabei ist, für den Achilleus neue Waffen zu schmieden, und lässt uns dort sehen, wie der kunstfertige Gott auf dem Schilde neben Kampfesscenen, die in einem kriegerischen Zeitalter und vollends auf einem Schilde nicht fehlen durften, Bilder des Friedens von gewinnender Anmut bildet. Wir sind mit fröhlichen Schnittern fröhlich bei der Ernte, wir mischen uns in die Scharen der Jünglinge und Jungfrauen, welche die köstliche Frucht des Weinstocks in Bütten zur Kelter tragen und dann in Jugendlust und Festesfreude den Reigen schlingen; wir stehen mit den Leuten der Stadt vor ihren Hausthüren und blicken dem Hochzeitszuge nach, in dem die Braut heimgeführt wird; wir sehen eine Schafherde still und friedlich im Thale weiden. Und als dann doch wieder ein Kampf ausgebrochen ist, der alle früheren an Furchtbarkeit übertrifft; als Achilleus, vom Dämon der Rache getrieben, die Scharen der Troer in wilder Flucht vor sich her treibt, den edlen Hektor, den Götter und Menschen verlassen, weil das noch über den Göttern thronende Verhängnis seinen Untergang beschlossen hat, dreimal um die Feste im Kreise

herum jagt, dann zu Tode trifft und im Staube nach seinem Zelte schleift; als er dabei in seiner Kampfbegier soweit geht, mit dem Flussgott Skamandros selbst zu kämpfen, und als auch die Olympier, die sich bisher nur ab und zu und einzeln unter die Kämpfenden gemischt haben, herabsteigen, wider einander zu streiten, wobei es zu bösen Auftritten kommt: da, wo von all dem Toben und Lärmen, dem Waffenklirren und Männermorden auch der Beherzteste seine Seele bis in die Tiefe erzittern fühlt, da erscheinen Bilder des Friedens und der Versöhnung vor unseren Augen, und an Stelle des entsetzlichen Krieges tritt die edelste Menschlichkeit. Priamos macht sich auf, seines lieben Sohnes Leichnam von Achilleus sich auszubitten; von einem gütigen Gotte, dem Hermes, geleitet, der als junger Myrmidone erscheint, dringt er unangefochten bis in das Zelt des Aiakiden vor; er umklammert seine Kniee, er bittet, er beschwört ihn bei seinem Vater, dem greisen Peleus, er erweicht das Herz des edlen Jünglings und eilt mit dem teuren Leichnam nach Hause, ihn zu bestatten. So schreitet die Ilias, das echte Kriegsepos, mit eisernem Schritt einher, aber das rein Menschliche blickt doch überall durch, und mit kriegerischen Scenen wechseln friedliche Bilder.

Ich verzichte darauf, zu zeigen, wie eine gleich wirkungsvolle Verbindung von harter Arbeit und süssem Genuss, von seelischer Grossheit und idyllischem Liebreiz, von völkerbewegenden Thaten und behaglichem Einzeldasein auch in der Odyssee überall stattfindet. Ich setze bei meinen freundlichen Lesern die Kenntnis der Odyssee wie die der Ilias voraus. Nur auf ein paar Episoden darf ich kurz hinweisen.

Zuerst auf die herrlichen Nausikaascenen. Odysseus ist eben mit Mühe aus dem Rachen des Todes errettet; mit Hilfe des Schleiers, den ihm die Meeresgöttin Leukothea gegeben hatte, war er nach unsäglichen Mühen an das Land geschwommen und hatte sich, entkräftet wie er war, in einem Busch zum Schlafe niedergelegt: er schien rettungslos verloren. Da tritt ihm Nausikaa, die Tochter des Phaiakenkönigs, die mit ihren Mägden am Strande des Meeres Wäsche gehalten und dann Ball gespielt hatte, wie der Himmlischen eine entgegen; sie führt ihn in den Palast ihres Vaters und verhilft ihm auf der verzauberten Insel und in der Märchenwelt ihres glücklichen Volkes zu jenen schönen Tagen, die dem Leser noch jetzt eine ähnliche Erholung bieten,

wie sie damals dem wege- und meermüden Odysseus geboten haben.

Ganz ergreifend ist ferner die Scene, als Demodokos im Palast des Phaiakenkönigs von dem hölzernen Ross, der Einnahme Trojas und den Heldenthaten des Odysseus singt, dieser dabeisitzt, Thränen vergiesst und dann auf die Frage des besorgten Königs, warum er denn trauere, das grosse Wort spricht: »Ich bin Odysseus, des Laertes Sohn!« — Wer dächte endlich nicht an das friedliche und vertrauliche Zusammensein des heimkehrenden Königs Odysseus mit seinem treuen Sauhirten Eumaios unmittelbar vor dem furchtbaren Racheakte im Königshause?

Andere Homerische Geschichten wieder haben ihre Stärke in der Gewalt, mit der sie uns anregen und spannen. Wen bangte nicht in tiefster Seele, wenn der eben geblendete Riese Polyphemos, am Ausgang seiner Höhle sitzend, den starken Widder betastet, an dessen Bauch Odysseus sich festgeklammert hält, um der Gefahr des Todes zu entgehen? Wer schaute nicht mit verhaltenem Atem zu, wenn Achilleus mit dem mächtigen Flussgott Skamandros ringt, oder wenn Hektor, von Achilleus verfolgt, dreimal um die Mauern Trojas herumflieht, während die Seinen von der Mauer herab die entsetzliche Gefahr mit ansehen, ohne helfen zu können? Wem entsänke der Mut nicht, wenn die Fahrt zwischen Skylla und Charybdis hindurchgeht, wo auf der einen Seite das Ungeheuer sitzt, das mit seinen Krallen die Gefährten aus dem Schiff heraushebt, und auf der andern die Strudel in die Tiefe reissen?

Das ist etwas von dem Reichtum an packenden Vorgängen, an solchen, die durch Grossartigkeit und tragischen Charakter, wie an solchen, die durch Liebreiz und komischen Anstrich sich auszeichnen. Dass man aber nicht glaube, es seien diese Geschichten wie schöne Blumen oder wie köstliche Perlen regellos umhergeworfen. Die Perlen sind zum kunstvollen Geschmeide gefasst, die Blumen zum schönen Kranze gewunden; oder ohne Vergleich: Ilias und Odyssee sind planvoll angelegte und entwickelte Kunstwerke.

Bei der Odyssee leuchtet das ohne weiteres ein und wird kaum noch im Ernst bestritten. Ich gebe den Grundriss. In einer Götterversammlung wird beschlossen, dass Odysseus, der auf Ogygia bei der Nymphe Kalypso weilt, heimkehren soll. Während Hermes sich aufmacht, diesen Auftrag zu überbringen,

begiebt sich die Göttin Athene nach Ithaka, den jungen Telemachos aufzufordern, Erkundigungen nach seinem Vater einzuziehen. So thun wir einen Blick in das Treiben der wüsten Gesellen, die um Penelope freien, und sehnen uns mit Weib und Kind nach der Rückkehr des Hausherrn. Den Nachstellungen der Freier zum Trotz, die ihm nach dem Leben trachten, gelangt Telemachos glücklich nach Pylos und Sparta und fragt nach seinem Vater. Hier verlässt ihn der Dichter fürs erste, um uns wieder zum Odysseus zu geleiten. Dieser zimmert sich ein Floss und stösst ab, erleidet, weil ihm Poseidon wegen der Blendung seines Sohnes Polyphemos zürnt, Schiffbruch, wird an die Insel der Phaiaken verschlagen, erzählt hier die Abenteuer, die er während der zehn Jahre seiner Irrfahrten bei den Kikonen und Lotophagen, bei Polyphemos und Aiolos, bei den Laistrygonen, der Zauberin Kirke und im Hades, bei den Seirenen, bei der Skylla und Charybdis bestanden hat, wird dann von jungen Phaiaken nach Ithaka gefahren und schlafend dort ausgesetzt, sucht den treuen Sauhirten Eumaios auf, sieht sich in der Verkleidung eines Bettlers das Treiben der Freier sowie der abtrünnigen Diener und Dienerinnen mit an, offenbart sich seiner treubewährten Amme und nimmt dann an allen, die sich vergangen, sein Weib belästigt, sein Hab und Gut verprasst haben, fürchterliche Rache. — Das ist ein Plan, von dem man sagen muss, dass er kunstvoll ausgedacht und kunstvoll durchgeführt ist. Zwei Hauptteile springen gleich in die Augen, die Abenteuer und die Rache, aber beide sind eng verschmolzen. Der Dichter hebt nicht von vorn an, von der Zerstörung Trojas und der Abfahrt des Helden, um uns nun die Begebenheiten der zehn Jahre in logischer wie historischer Aufeinanderfolge zu erzählen; das wäre langweilig; sondern er versetzt uns mitten hinein in die Sache, mitten hinein in eine gespannte Lage und entwirrt von da aus, bald weiterführend, bald einhaltend, bald in dramatisch bewegter Rede, bald im schlichten Erzählerton einen wunderbaren Knäuel kunstvoll verschlungener Abenteuer. Ein einzelner ist hier Träger der Handlung, aber sein Geschick ist mit den Vorgängen der Zeit eng verflochten, und es erweitert sich sein Lebensbild zu einem umfassenden Weltbilde. Zu dem Ende bedarf der Epiker der Epeisodien, der Beiwerke, um den Gesichtskreis zu erweitern, das gemütliche Interesse noch mehr wachzurufen und den Haupthelden durch Thaten und Worte untergeordneter Menschen zu heben.

Etwas Ähnliches gilt von der Ilias. Es ist zwar richtig, dass sich in diesem Epos mancherlei Unebenheiten, Ungereimtheiten, Lücken und Widersprüche finden; dass in einem späteren Buche ein Held noch lebt, der in einem früheren bereits gestorben war; dass Motive fallen gelassen werden, die vorher für wichtig galten; dass Boten völlig vergessen, weshalb sie ausgesandt sind; dass etliche Vorgänge zweimal und in verschiedener Weise erzählt werden; dass andere weder räumlich noch zeitlich untergebracht werden können: das alles ist richtig, und man kann deshalb ruhig zugeben, dass es niemand zu verdenken ist, wenn er an mehrere Verfasser oder an die Überarbeitung eines ursprünglich vorhandenen Epos von beschränktem Umfange denkt; aber der Aufbau des Ganzen ist doch auch kunstvoll, wohldurchdacht nnd regelrecht gefügt. Ich versuche, die Entwickelung mit wenigen Strichen zu zeichnen.

Achilleus zieht sich mit seinen Leuten, den tapferen Myrmidonen, vom Heere der Griechen zurück, weil er vom Agamemnon schwer beleidigt ist, und bittet seine Mutter, die Meeresgöttin Thetis, beim Zeus dahin zu wirken, dass er den Agamemnon und die Griechen unterliegen lasse und ihn, den Achilleus, auf diese Weise räche. Auch hier sind wir in medias res, mitten in die Sache hineinversetzt; auch hier spielen sich gleich zu Anfang wichtige, folgenschwere Ereignisse ab, und unsere Teilnahme ist lebhaft erregt. Nur dass hier die Handlung nicht so verschlungen ist wie in der Odyssee, sondern mehr geradlinig verläuft. — Thetis begiebt sich zum Zeus und bringt ihre Bitte vor, und Zeus verspricht, wenn auch erst nach langem Sträuben, sie zu erfüllen. Die Griechen bleiben zunächst zwar noch im Vorteil, geraten aber bald in solche Bedrängnis, dass Agamemnon sich zu dem schweren Schritte verstehen muss, Gesandte zum Peliden zu schicken mit der Bitte, er möge dem Groll entsagen, Geschenke annehmen und wieder zum Heere kommen. Aber noch ist der Rachedurst des leidenschaftlichen Jünglings nicht gestillt. Erst müssen die Achaier völlig geschlagen sein, erst müssen sie ihn fussfällig um Gnade bitten, ehe er sich mit ihnen aussöhnen will. Es kommt zu einer neuen furchtbaren Schlacht. Der Lärm und das Getöse dringen bis zum Zelte, bis zum Ohre des Achilleus; voller Verlangen, Näheres über den Stand der Dinge zu erfahren, schickt er seinen Freund Patroklos aus, zu sehen, was vorgeht. Dieser trifft auf verwundete Helden, die er in ihre

Zelte führt und pflegt; erst als der Lärm immer grösser, die Gefahr immer dringender wird, eilt er zum Strande des Meeres, wo der Gewaltige in Einsamkeit weilt, zurück und beschwört ihn mit Thränen in den Augen, den Griechen, die dem Untergange nahe seien, zu helfen. Aber Achilleus bleibt unerbittlich. Noch sind ja die Griechen nicht gekommen, seine Kniee zu umfassen. Nur so weit lässt er sich erbitten, dass er seinem Freunde erlaubt, in seiner, des Achilleus strahlenden Waffenrüstung, an der Spitze seiner Scharen, der Myrmidonen, aufzubrechen und die Troer zurückzuwerfen. Nur die Feste selber soll er nicht zu nehmen versuchen; diesen höchsten Kampfpreis behält Achilleus sich selber vor. Dann opfert er für seinen Freund zu den Göttern, ordnet die Heerhaufen und entlässt ihn. Patroklos kämpft seines grossen Freundes würdig und würdig der Waffen, die er trägt. Er jagt die Feinde bis zu den Mauern der Stadt zurück und versucht, der Warnung des Freundes vergessend, diese selber zu nehmen. Dreimal stürmt er an, aber dreimal wirft ihn der Gott Apollon zurück, und als er das vierte Mal vordringt, betäubt ihn der Gott durch einen Schlag, und Euphorbos und Hektor töten ihn. Jetzt entbrennt der Kampf um seinen Leichnam. Es ist ein schauerlich-schönes Völkerringen, das nun anhebt. Bald streiten die Kämpfer im Dunkel der Nacht, bald im Lichte der Sonne, immer aber wie die Löwen. Die Waffen des Patroklos gehen verloren, aber der Leichnam wird gerettet. Mittlerweile hat der junge Antilochos dem Achilleus die Nachricht vom Falle seines Freundes Patroklos gebracht. Achilleus ist fast zu Tode getroffen. Er bricht zusammen, er jammert und klagt, er zerreisst seine Kleider und bestreut sein Haupt mit Asche, aber dann rafft er sich auf, den Gefallenen zu rächen. Seine göttliche Mutter lässt ihm vom Hephaistos herrliche neue Waffen schmieden; mit Agamemnon und dem ganzen Heere söhnt er sich aus; dann rast er in wilder Kampfgier los, rast gegen Götter und Menschen, rast, bis er seinen Gegner Hektor vor den Augen der wehklagenden Eltern, welche jammern und weinen und vor Schmerz sich die Haare ausraufen, gejagt, gestellt, zu Tode getroffen und im Staube dahin geschleift hat. Dann rüstet er dem geliebten Freunde Patroklos eine herrliche Leichenfeier aus. Den Leichnam des Hektor giebt er hierauf doch dem unglücklichen Vater auf seine Bitten zurück, und er selber wartet nun des Geschickes, das ihm die Mutter geweissagt hatte, nämlich nach

kurzem, aber ruhmvollem Leben zu sterben; Troja aber geht, weil es seines Hortes beraubt ist, mit eiligen Schritten dem unaufhaltsamen Verderben entgegen.

Auch hier sind deutlich zwei Hauptteile zu unterscheiden, die Niederlage der Achaier, die neben dem Groll des Achilleus einherläuft, wie sie durch ihn bedingt ist, und die Verherrlichung des Achilleus, mit der der Sieg der Achaier Hand in Hand geht. Achilleus ist der Mittelpunkt, wenn auch nicht der ausschliessliche Träger der Handlung; den stimmungsvollen Prolog zu dem Völkerringen giebt der Streit der Könige ab, den beruhigenden Epilog die Leichenfeier für Patroklos und die Rückgabe Hektors. Das ist unstreitig ein einheitlicher Aufbau mit regelmässiger, streng verlaufender Entwickelung, das ist eine planmässige, mit Bewusstsein ausgeführte Schöpfung.

Indessen für die Sicherheit in Führung der Handlung und ihren planmässigen Fortschritt haben vielleicht nicht alle Leser ein volles Verständnis, wie denn nicht geleugnet werden soll, dass die Wirkung der Einzellieder und der Einzelvorgänge die des Ganzen bei weitem übertrifft; was aber einen jeden fesselt und eines jeden Sinn gefangen nimmt, das ist die vollendete Zeichnung der Charaktere.

Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Meister des Worts und Meister der That, Könige und Bettler, Aristokraten und Demokraten, Idealisten und Materialisten, sie alle treten als geschlossene Charaktere, als Wesen von Fleisch und Blut vor uns auf und lassen uns Freude darüber empfinden, dass wir sie kennen lernen. Welche Fülle von Personen ausserhalb und innerhalb der Mauern, und doch, gleicht eine der andern, ist nicht jede ein Individuum? Der Dichter zeichnet sie mit Worten, ja wohl; vor allem aber zeichnet er sie mit ihren Thaten. Die Homerischen Menschen sind also keine Schattengebilde, keine saft- und kraftlosen Schemen, sondern Menschen von Mark und Bein, an die wir glauben müssen, weil wir sie sehen, hören und greifen. Ich weise wieder auf einige besonders hin.

In erster Reihe ist Achilleus zu nennen, der echte Vertreter der hochstrebenden griechischen Jugend; der Held, der jung und schön und dabei ein Feuergeist ist, dem der Ruhm über alles, auch über das Leben geht, der gross ist im Lieben, aber auch gross im Hassen, der auch im Lager die Laute schlägt, Heldenlieder singt und dem Dienste der Musen so gut wie dem

Dienste des Kriegsgottes huldigt, und der mit übermenschlicher Stärke einen solchen Löwenmut verbindet, dass ein ganzes Heer erschrickt, wenn es nur seine Stimme hört, und dass selbst Hektor vor ihm die Flucht ergreift; eine Lichtgestalt, über die doch ein Schatten geworfen ist, eine entzückende Blume, die aber den Keim des Todes in sich trägt.

Ihm gegenüber im Troerheere welcher Gegensatz! Hektor, an Tapferkeit nur dem Achilleus weichend, sonst niemand, der auch auf Ehre und guten Namen hält, aber doch für noch höhere sittliche Ziele kämpft, für Weib und Kind, für Herd und Altar, für König und Vaterland. Erwirbt Achilleus unsere Bewunderung, so gewinnt Hektor unsere Liebe.

Ich kehre zu den Griechen zurück. Agamemnon ist beides, ein tüchtiger König und ein tüchtiger Kämpfer, nur dass er Anwandlungen von Kleinmut hat und wiederholt den Vorschlag macht, die Belagerung aufzuheben und heimzukehren. Auch lässt er sich von Selbstsucht und Hochmut fortreissen, das Recht zu beugen und andere zu verletzen, aber er scheut sich dann nicht, sein Unrecht einzugestehen und um Verzeihung zu bitten.

Der alte Nestor ist eine liebenswürdige Erscheinung. Wohl leistet er jetzt im Kampfe nicht mehr viel; aber von seinen Lippen fliesst die Rede süsser denn Honig, und wenn er, der drei Menschenalter gesehen hat, auf die gute, alte Zeit zu sprechen kommt, in der er noch Kraft hatte, grosse Thaten zu verrichten, dann ist er wunderbar beredt, und es lauschen die Helden seiner nicht immer kurzen Erzählung.

Aias, Telamons Sohn, ist der Hort in der Schlacht, der mit seiner Riesenkraft auch den Hektor besiegt, der Vater Zeus bittet, wenn er ihnen nicht helfen wolle, doch wenigstens die Finsternis vom Schlachtfelde zu verscheuchen, damit sie im Licht kämpfen und fallen könnten, und der das Vertrauen des Heeres in einem Grade besitzt, dass, als sieben Helden das Los darum werfen, wer dem Hektor entgegentreten soll, alle ohne Ausnahme im stillen beten, das Los möge den Aias treffen, und alle aufjubeln, als es nun wirklich so kommt.

Hiernach ist Diomedes zu nennen, der an Tapferkeit noch seinen Vater Tydeus übertrifft, der in seiner Kampflust auch Göttern Wunden schlägt und in dessen Augen es ein solcher Schimpf ist, zu weichen, dass Zeus dreimal den schwefeligen

Blitzstrahl vor seinem Gespann niederwerfen muss, ehe er sich entschliesst, dem Feinde den Rücken zu kehren und sich höhnen zu lassen.

Und nun der Held, den schon mancher gewählt hat, um ihm zum Olymp hinauf die Wege sich nachzuarbeiten, der Held, der in der Ilias eine bedeutende Rolle spielt, in der Odyssee aber alle Strahlen des Interesses wie in einem Brennpunkt in sich sammelt, Odysseus, der viellistige, der immer Rat weiss, immer ein passendes Wort hat, der als Held und Dulder gleich gross erscheint, alle Gefahren zu Lande und zu Wasser siegreich besteht und in sittlicher Kraft den Seinen so schön die Treue hält, wie sie ihm von diesen gehalten wird, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat und der, wenn einer, die Wahrheit jenes schönen Sophokleischen Wortes bezeugt: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!«

Aber es finden sich nicht nur Tugendhelden, sondern auch widerwärtige Charaktere bei Homer, und diese sind ebenso scharf und fesselnd gezeichnet. Da ist Paris, der leichtfertige Königssohn, der durch den Raub der Helena den Krieg heraufbeschwört, und wiewohl er bald sieht, was er angerichtet hat, sich doch nicht entschliessen kann, durch Rückgabe des schönen Weibes dem Kriege ein Ende zu machen; der oft einen Anlauf nimmt, als wolle er die Feinde zu Paaren treiben, und eilig davon läuft, wenn ein wackerer Mann ihm herzhaft entgegentritt, so dass ihn Hektor wiederholt tadeln und strafen muss. Da ist vor allem Thersites, der echte Typus eines Volksaufwieglers, der die schmutzige Wäsche der Vornehmen vor aller Welt wäscht, der die Leidenschaften der Menge anstachelt und gegen die Grossen geschickt zu hetzen weiss.

Nicht so gross wie die Zahl der Männer ist die Zahl der Frauen bei Homer, aber was wir haben, genügt, uns erkennen zu lassen, dass er sich auch auf die Würdigung der Frauen vortrefflich versteht.

In Penelope und Andromache tritt uns die eheliche Treue und die echte, tiefe Liebe entgegen, und doch sind sie beide wieder sehr verschieden von einander. Penelope ist die Hüterin der sittlichen Grundsätze, auf denen das Glück der Ehe, der Friede des Hauses, der Bestand der Gesellschaft beruht; so vermag ihr keine Bewerbung, keine Verlockung, und wenn sie noch so gross wäre, etwas anzuhaben; vielmehr ist sie Weib genug, alle die

Männer, die um sie werben, noch zu überlisten und hinzuhalten, bis der Gemahl kommt, der sie rächt und ihr das Glück bringt, nach dem sie sich so lange gesehnt hat und dessen sie so würdig ist.

Andromache dagegen, Hektors edle Gemahlin, ist das Weib mit tiefer, fast bräutlich glühender Liebe, die ihrer Empfindung in jenen berühmten Worten so schönen Ausdruck giebt: »Hektor, du bist mir Vater und Mutter, du bist mir Verwandter und blühender Lagergenosse«; die so glücklich, so unsagbar glücklich ist in ihrer Ehe, die aber ein Vorgefühl des kommenden Leides hat und über die dann das Schicksal so furchtbar hereinbricht.

Berückende Schönheit und verführerischen Leichtsinn hat der Dichter in der Helena gezeichnet. Sie ist die eigentliche Urheberin des Krieges, und so wird das Wort der Franzosen: »Cherchez la femme«, und das noch ältere der Lateiner: »Kaum giebts einen Process, wo den Streit nicht hätte begonnen Irgend ein Weib« auch schon durch das Lied vom Untergang Trojas bestätigt. Aber Helena ist zum Glück nicht so schuldig, wie sie scheint; der Dichter hat Mitleid mit ihr uud hebt sie dadurch, dass er sie Reue empfinden und ihres Thuns wie ihres feigen Gemahls sich schämen lässt. Ja so weit geht sie einmal in einem Augenblick sittlicher Erregung, dass sie der Aphrodite, der Liebesgöttin, die sie auffordert, zu Paris zu kommen und mit ihm der Liebe zu pflegen, höhnisch zuruft, wenn sie für den feigen Paris so zärtlich besorgt sei, warum sie dann nicht ihrer Göttlichkeit sich begebe, auf Erden wandle und den schönen Mann pflege, bis er sich dazu verstehe, sie zum Weibe zu nehmen oder zur Sklavin; aber freilich, als die Göttin ihr mit Ungnade droht, thut sie, was ihr geheissen ist.

Eine ganz andere Schönheit ist Nausikaa. Bei ihr tritt zum Glanz der Erscheinung jungfräuliche Anmut und wahrhaft rührende Naivetät. — Eine mit nur wenig Strichen gezeichnete und doch überaus ansprechende Erscheinung ist Brisëis, die schöne Sklavin des Achilleus. — Zuletzt erinnere ich noch an die Seirenen, die mit ihren Stimmen verlocken, und an Kirke, welche durch ihre Zauberkünste die Genossen des Odysseus in Tiere verwandelt und ihn selber zum Vieh erniedrigt haben würde, hätte er nicht mit Hilfe der Götter ihren Anschlag vereitelt. — Das sind einige aus der bunten Reihe der Homerischen Charaktere.

Warum aber wird man nicht müde, diese Menschen zu betrachten? Weil der Dichter bei ihrer Zeichnung einen Reichtum und eine Tiefe psychologischer Beobachtung bekundet, die immer von neuem überrascht und das Entzücken immer von neuem wachruft; weil er fast alle Regungen und Leidenschaften des Gemüts kennt und mit Wärme und Wahrheit schildert; weil er uns die innersten Beweggründe der Handelnden, auch wenn sie sich den Blicken entziehen, zu enthüllen weiss. Homer ist ein nie versiegender Quell echter Menschenkenntnis, und seine mit Sicherheit und Folgerichtigkeit gezeichneten Charaktere suchen ihresgleichen in der Litteratur aller Völker. Homer ist der Porträtmaler seines Volkes, und was für einer! Er hat es in seiner gottfreudigen Jugendlichkeit und in seiner geistvollen Männlichkeit erfasst und dargestellt. Daher die begeisterte Freude des Volkes an diesen Gemälden.

Aber zu dem bunten, fesselnden Menschenschwarm kommt noch etwas besonders Schönes hinzu, ein Himmel voller Götter.

Das Nibelungenlied wird oft mit dem Homerischen Epos verglichen und von Bewunderern demselben gleichgestellt oder gar vorgezogen. Es ist das ein verfehltes Beginnen. Unser nationales Epos ist ganz herrlich, und wir dürfen uns seiner mit berechtigtem Stolze freuen. In ihm lebt eine Macht des sittlichen Gedankens, eine Gewalt der Leidenschaft und eine Heldengrösse, die auch vom griechischen Epos nicht übertroffen wird. Aber was uns, von anderem zu schweigen, bestimmen muss, dem Homer den Preis zuzuerkennen, das ist seine Götterwelt. Denn im Nibelungenliede sind die religiösen Vorstellungen verschwommen, da weder das Heidentum schon ganz überwunden noch das Christentum bereits die herrschende Macht geworden ist. Bei Homer dagegen haben wir eine stark ausgeprägte und vielseitig entwickelte Religion der Schönheit, haben wir eine Fülle von leuchtenden Wesen, haben wir einen Olympos, einen Himmel voll überirdischer Männer- und Frauengestalten, wie sie nur die griechische Phantasie auf Grund des angeborenen Gottesbewusstseins schaffen konnte. Es sind zwar keine reinen, heiligen und gnädigen Wesen, wie es der Gott der Juden und der Christen ist; unseren Gott konnte eben menschliche Vernunft nicht schaffen, auch nicht im Bunde mit der Phantasie; der musste sich selber offenbaren. Die griechischen Götter dagegen sind

Wesen, denen allerlei menschliche Schwächen anhaften, die von Begierden und Leidenschaften getrieben werden wie die Sterblichen auch; und doch sind es übermenschliche Gebilde, weil sie die Naturgesetze durchbrechen, weil sie unendlich viel mehr als die Menschen wissen und leisten, und weil sie ein Daheim führen, an das die Feinde des irdischen Lebens, Arbeit und Alter, Krankheit und Tod, nicht hinanreichen.

Zahllos und vielgestaltig wie die Helden sind auch die Götter. Alle grossen menschlichen Züge haben ihre Vertreter unter ihnen; Erhabenheit und Anmut, Würde und Liebreiz, Weisheit und Kraft, Kunstsinn und technische Geschicklichkeit verkörpern sich in besonderen Wesen. Zeus ist der allgewaltige, im Donnergewölk thronende Götterkönig, sein stolzes Weib Here ist die ehrfurchtgebietende Beschützerin der Ehe. In Pallas Athene ist die Weisheit und die mit Weisheit gepaarte Tapferkeit, in Aphrodite die bezaubernde Schönheit, in Artemis der Frohsinn der Jagd, in Hebe die Anmut verkörpert; Apollon stellt die männliche Schönheit dar und ordnet die Kraft durch milde Kunst; Ares ist das kriegerische Ungestüm, Hermes der Götterbote, Hephaistos der Schmiedegott u. s. w.

Und wie der Himmel, so haben die Erde, das Meer, die Unterwelt ihre besonderen Götter, und auf der Erde giebt es wieder in jedem Berg und jedem Baum, jedem Quell und jedem Fluss einen Gott oder eine Göttin. Und alle diese Götter leben in einer staatlichen Ordnung und Gemeinschaft wie die Menschen auf Erden; sie haben ihr Haupt und ihre dienenden Glieder; es giebt vornehme und geringe, und gleich den Menschen wachen und schlafen, essen und trinken, lieben und hassen sie, nur dass ihr Thun kraftvoller oder zarter, anmutiger oder erhabener ist.

Die oberen Götter haben ihre Wohnungen in den Schluchten des Olympos. Auf dem Gipfel des Berges liegt der Palast des Zeus, in dem sie alle sich versammeln. Mehr als einmal öffnet der Dichter die goldenen Pforten dieses Hauses und lässt uns eine Versammlung sehen, wie sie farben- und gestaltenreicher, malerischer, fesselnder kaum gedacht werden kann. Ich greife eine solche Scene heraus. Vater Zeus hat eben durch eine Bewegung seiner Brauen, die den ganzen Olympos erzittern lässt, der Thetis zugesagt, dass er ihren Sohn rächen wolle, als er in den Saal tritt, in dem die übrigen Götter schon versammelt sind, um Nektar und Ambrosia zu geniessen. Sie springen von

ihren Sitzen auf und gehen ihm entgegen, ihn zu begrüssen. Er nimmt Platz auf seinem Thronsessel. Nun hat Here, sein eifersüchtiges Weib, gemerkt, dass eine andere Frau heimlich mit ihm verhandelt hat. Sie macht ihm deswegen Vorwürfe. Zeus weist sie nachdrücklich zurück und droht ihr aufs heftigste, droht ihr, handgreiflich zu werden, wenn sie sich um Dinge kümmere, die sie nichts angingen. Die Folge davon ist ein peinliches Schweigen. Es liegt wie ein Druck auf der ganzen erlauchten Versammlung, und selbst der Nektar will nicht mehr schmecken. Da hat Hephaistos einen guten Gedanken. Er fasst den Humpen, schleppt sich mühsam, denn das Gehen wird ihm schwer, da er an einem Fusse lahm ist, zu seiner Mutter Here hin und trinkt ihr zu mit der Bitte, den Zeus nicht zu reizen; wie übel man bei dem ankomme, wenn man ihm entgegentrete, das wisse er aus Erfahrung; er sei einst von ihm vom Himmel hinabgeschleudert worden und auf Lemnos für tot liegen geblieben. Dann kredenzt er ihr den göttlichen Trunk und kredenzt ihn der Reihe nach den andern Göttern; und als sie ihn so durch den Palast hinkeuchen und an Stelle der silberfüssigen, anmutigen Hebe den Mundschenk spielen sehen, da erhebt sich ein fröhliches, ein homerisches Gelächter unter den seligen Göttern.

Diese zweite Welt nun, die obere, steht nicht ausserhalb der ersten, der irdischen; keine schroffe Scheidewand trennt sie, so dass wir zwei von einander ganz unabhängige Klassen von Wesen hätten; sondern sie sind eng mit einander verbunden, es findet ein ununterbrochener traulicher Verkehr statt. Die Geschicke der Menschen sind es, die im Himmel verhandelt werden; es geschieht um der Menschen, um der troischen Händel willen, dass die Götter auf die Erde herabsteigen oder von oben her bestimmend eingreifen. Um den Agamemnon zum Kampf anzustacheln und so jene Niederlage herbeizuführen, die notwendig eintreten muss, soll dem Achilleus die versprochene Genugthuung werden, sendet Zeus den Traumgott an das Lager des Völkerhirten. — Um die gütliche Beilegung des Streites zu hintertreiben, welche es dem Zeus unmöglich gemacht hätte, sein Wort zu halten, veranlasst Pallas Athene den Bogenschützen Pandaros, den Fürsten Menelaos zu verwunden, um so den Vertrag zu brechen. — Aphrodite und Ares nehmen auf Seite der Troer am Kampfe teil oder suchen doch ihre Lieblinge zu beschützen, wobei Aphrodite von dem ungestümen Recken Diomedes am Gelenk ihrer

schönen, zarten Hand verwundet wird, dass Ichor, Götterblut, herausfliesst, sie laut aufschreit und in den Olympos flüchtet, sich weinend in den Schoss ihrer Mutter Dione wirft und von Zeus mit den köstlichen Worten verspottet wird: »Dir ist es nicht gegeben, mein Kind, kriegerische Thaten zu vollbringen; kümmere du dich um die anmutigen Dinge der Liebe und der Ehe; das hier werden der schnelle Ares und Athene alles besorgen«. Auch Ares wird von Diomedes getroffen und schreit so laut, wie nur neun- oder zehntausend Männer zusammen zu schreien vermögen.

Hierauf verbietet Zeus den Olympiern, sich am Kampfe zu beteiligen, indem er droht, den, der seinem Befehle trotzen sollte, zu schlagen, dass er übel zugerichtet in den Olympos heimkehre, oder ihn in das Dunkel des Tartaros hinabzuschleudern. Wollten sie aber die Probe machen, wer der Stärkere sei, er oder sie, so möchten sie eine goldene Kette am Olympos befestigen, die bis zur Erde reiche, und sich dann alle daran hängen, Göttinnen und Götter, sie würden ihn nicht hinabziehen; wenn es ihm aber beliebe, so ziehe er sie alle, die daran hingen, mitsamt der Erde und dem Meere empor, schlinge die Kette um einen Zacken des Olympos und lasse sie so zwischen Himmel und Erde schweben; um so viel sei er mächtiger als sie alle.

Eine Zeit lang verhalten sie sich auch ruhig. Zeus sitzt auf dem Ida und hält scharfe Wacht. Aber die Not der Achaier erheischt dringende Hilfe. Was thut die listige Here? Sie beschliesst, in ihrem schönsten Schmuck auf den Ida zu gehen, den Zeus durch Liebkosungen zu gewinnen, ihn in Schlaf zu versetzen und dann dem Poseidon ein kraftvolles Eingreifen zu ermöglichen. Sie begiebt sich also in ihr kunstvoll erbautes und mit allem, was die Frau braucht, wohl versehenes Toilettenzimmer, zu dem sie allein den Schlüssel hat, wäscht sich mit Ambrosia, salbt den stolzen Leib mit jenem Öle, das, wenn es im ehernen Hause des Zeus auch nur in Tropfen gebraucht wird, dies Haus, aber auch Himmel und Erde mit Wohlgeruch erfüllt, kämmt das schöne, ambrosische Haar und ordnet es zu zierlichen Flechten; legt das entzückende Gewand an, das Athene selber gearbeitet und mit kunstvollen Bildern geschmückt hat, entnimmt ihrem Schrein den kostbarsten Goldschmuck an Spangen und Ohrgehängen; wählt den schönsten Schleier, der weiss ist wie das Sonnenlicht, und die feinsten Sandalen aus und leiht sich, weil sie, ein echtes Weib, an dem allen noch nicht genug hat,

von Aphrodite den Gürtel der Anmut dazu, in welchem alles vereint ist, was überwältigt, Liebe und Sehnsucht und das süsse Gekose, das auch verständigen Männern den Sinn bethört. So herrlich ausgerüstet mit Weiberschönheit und Weiberlist, kommt sie auf den Ida. Kein Wunder, wenn sie es dem Zeus anthut und ihn überlistet. Während er ihr zur Seite auf der wolkenumgürteten Gargaros-Höhe ruht und zwar auf einem Lager, das Kräuter und Blumen, Krokos und Hyakinthos hervorspriessen lässt und in glänzenden Tautropfen schillert, muss Poseidon den Achaiern helfen und die Troer zurückhalten. Da erwacht Zeus. Ein Blick auf das Schlachtfeld, und er sieht, wie die Dinge stehen. Er gerät in heftigen Zorn, beschuldigt Here der Tücke und lässt sich erst beruhigen, als sie den heiligen, furchtbaren Eid der Götter, den Eid beim Styx, darauf leistet, dass sie nicht den Poseidon gesandt, dass er also, was er gethan, aus eigenem Antriebe gethan habe.

Erst ganz zuletzt, als die Stunde der Entscheidung gekommen ist, die niemand, auch Zeus nicht, aufzuhalten vermag, erst da erlaubt er den Göttern, Partei zu ergreifen, und nun erleben wir das befremdliche Schauspiel, dass die Olympier sich auf das heftigste bekämpfen, dass Pallas Athene den Ares mit einem Feldsteine so wuchtig an den Hals trifft, dass er niederstürzt und im Falle sieben Plethren bedeckt, dass dieselbe Athene auf besonderen Wunsch Heres die zarte Aphrodite unsanft vor die Brust stösst und dass Here sich so weit vergisst, der jungfräulichen Artemis Scheltworte wie »schamlose Hündin« zuzurufen, ihr mit der einen Hand beide Hände festzuhalten und mit der andern ihr Bogen und Köcher um die Ohren zu schlagen. Man sieht, den Homerischen Göttern ist kaum etwas Menschliches fremd. Aber Züge von dieser roheren Auffassung finden sich zum Glück selten; in der Regel sagen und thun die Götter, was nach reineren Begriffen Göttern zukommt, wie denn auch hier der Umstand, dass Apollon mit seinem Oheim Poseidon und Hermes mit der Leto als einer Gemahlin des Zeus nicht kämpfen mag, überaus angenehm berührt.

Das führt uns zur Frage nach dem religiös-sittlichen Gehalt im Homerischen Epos.

Nach der Lehre der modernen Naturalisten giebt es bekanntlich kein Gut und kein Böse; alle Moral beruht auf Verabredung; die wahre Kunst ist über den Standpunkt ethischer Befangenheit hinaus. »Jenseits von Gut und Böse«, das ist die Losung geworden.

Gott sei Dank, dass unsere Klassiker, dass Shakespeare und Dante, dass alle grossen Dichter der Alten über diesen Punkt anders gedacht haben und dass auch in sittlichen Dingen Homer Muster und Vorbild ist. Nicht als ob er sich vorgenommen hätte, sittlich zu sein und Sittlichkeit zu lehren; das ist nicht Sache der Kunst, sondern Sache der Religion und der Moral; aber alle echte Kunst ist sittlich, und keine Kunst kann erheben und erfreuen, wenn sie verletzt und Ärgernis giebt.

Ist somit die Darstellung des Hässlichen verboten? Durchaus nicht. Alles Hässliche, auch das Moralisch-Hässliche, darf dargestellt werden, aber nicht für sich allein, um seiner selbst willen und so, dass es den Anschein gewinnt, als ob es zu Recht bestände, sondern es ist so zu behandeln, dass es in seiner inneren Fäulnis, in der Überwindung durch das Gute geschaut wird. So wie das Schwinden des Schmerzgefühls ein grösseres Behagen hervorruft, als es das völlige Freisein von Schmerzen bieten könnte, so gewährt auch der Prozess der Zerstörung, in den wir Unrecht und Bosheit geraten sehen, die uns bedrückt haben, eine grössere Freude, als wir empfinden, wenn Recht und Ordnung niemals gestört würde. Wir treffen bei Homer Sinnlichkeit und Laster, Leidenschaft und Missethat so gut wie die Tugend in allerlei Gestalt und dies selbst unter Göttern, aber der göttliche Sänger lässt uns nicht im Unklaren darüber, dass Unrecht Unrecht ist und gestraft wird, und dass über dem bunten, dem Anschein nach oft unbegreiflichen Treiben der Menschheit eine Macht waltet, die alles sieht und alles hört und zuletzt doch alles zum rechten Ausgang führt. Zeus selber spricht einmal im Götterrat den schönen Gedanken aus, nicht die Götter seien die Urheber alles Übels auf Erden, sondern durch eigene Schuld und Thorheit zögen sich die Menschen schweres Leid zu. Und die Überzeugung geht wie ein roter Faden durch beide Gedichte, dass es eine höhere Macht giebt, die keine Masslosigkeit duldet und kein Unrecht ungestraft lässt.

Diese Reife sittlicher Anschauung beweist vor allem der Verlauf der Handlung in beiden Gedichten. Der troische Königssohn Paris hat, noch dazu unter schnöder Verletzung der Gastfreundschaft, eines fremden Fürsten Weib entführt und behält es mit Zustimmung seines Hauses und seines Volkes zurück; dafür muss er, muss sein Haus, muss sein Volk büssen. Troja verliert seine besten Söhne, verliert den Hektor und ist nun unrettbar

verloren. Troja muss fallen, weil es gefehlt hat, davon ist man hüben wie drüben gleich fest überzeugt. Es ist das sittliche Bewusstsein, das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, das den Troerhelden Hektor so gut wie den Griechenkönig Agamemnon die Worte sagen lässt: »Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs«.

Aber es wird, wie der römische Dichter bemerkt hat, nicht nur innerhalb, sondern auch ausserhalb der Mauern Trojas gefrevelt. Agamemnon hat sich gegen einen Priester Apollons ungebührlich betragen, dafür straft der Gott sein Heer mit der Pest. Kaum ist der Frevel gesühnt und die Pest abgewandt, als sich Agamemnon im Streit mit Achilleus von neuem schwer vergeht; von neuem muss er bitter büssen; er gerät mit seinem Heere in die grösste Bedrängnis. Aber er geht in sich und thut Abbitte. Jetzt hätte Achilleus schon um des Gemeinwohls willen nachgeben und die Niederlage abwenden sollen; er thut es nicht, als Patroklos kommt und ihn flehentlich darum bittet; er lässt nur zu, dass Patroklos in seiner Rüstung auszieht; er selber will nicht helfen; dadurch wird das Mass seiner Schuld voll, und die Ate, das Verderben, bricht herein. Der Freund fällt, und der Verlust des Liebsten, was er auf Erden hatte, ist für den Achilleus die sofortige Strafe. Gegen diese Auffassung hat man wohl geltend gemacht, der Dichter spreche es nirgends aus, dass er den Tod des Patroklos als Strafe für den masslosen Groll des Peliden betrachtet wissen wolle. Das ist richtig; aber braucht das der Dichter noch zu thun, nachdem er schon bei der ersten Gesandtschaft den alten Phoinix an der Geschichte des Meleagros hatte zeigen lassen, wohin die Raserei des Zornes führt, und dass, wer den Töchtern des Zeus, den Litai, den Bitten, in Scheu und Ehrerbietung Gehör leiht, Vorteil davon hat, dass sie aber auf das Haupt dessen, der ihnen nicht folgt, Schuld und Verderben herabflehen, bis er sein Vergehen gebüsst hat?

Ebenso zweifellos ist der Zusammenhang von Schuld und Strafe in der Odyssee. Vom Gott Aiolos hat der Held einen Schlauch bekommen, in dem alle Winde eingefangen sind, die ihm schaden könnten; aber als schon die Küste der heimatlichen Insel in Sicht ist, öffnen seine thörichten Gefährten, von böser Neugier getrieben, den Schlauch, die entfesselten Winde brausen

hervor, und die Männer werden in das tobende Meer zurück und an unwirtliche Küsten verschlagen, wo neue Abenteuer ihrer harren. — Ein andermal vergreifen sich die Gefährten an den heiligen Rindern des Sonnengottes; dafür werden sie besonders hart gestraft. Bei einem Unwetter auf dem Meere, das Zeus schickt, kommen sie alle um bis auf den einen Odysseus. Diesem wird es endlich vergönnt, auf der Insel Ogygia bei der Nymphe Kalypso sich ein Floss zu bauen, um die Heimkehr anzutreten; aber Poseidon zürnt ihm, weil er seinen Sohn Polyphemos geblendet hat, darum lässt er das Floss zerschellen und bringt ihn selber dem Tode nahe. Nur mit Hilfe anderer Götter gelingt es dem Helden, schwimmend an das Ufer des Phaiakenlandes und von da in seine Heimat zu gelangen. Hier in der Heimat hält er dann Strafgericht wie ein rächender Gott. Die übermütigen Freier, die untreuen Diener, die frechen Mägde, sie alle, die der edlen Herrin das Leben so schwer gemacht und dem jungen Telemachos nach dem Leben getrachtet hatten, weil sie sicher annahmen, dass Odysseus nie zurückkehren werde, sie alle büssen ihre Schuld mit dem Leben. Die Treue aber erhält ihren Lohn. Sie haben sich wieder, die Gatten, die nicht stolze Männer, nicht verführerische Weiber, nicht Menschen, nicht Götter zu entfremden vermocht hatten; das Haus, das dem Untergang geweiht schien, ersteht im alten Glanze; es wird das Sehnen gestillt, es erfüllt sich die Hoffnung, und alle die Missklänge, die das Lied durchziehen und die Seele in ängstliche Spannung versetzen, lösen sich auf in die schönsten und wohllautendsten Harmonieen.

So ruht das Ganze der Dichtung auf sittlichem Grunde. Aber auch im einzelnen finden sich die erhabensten Anschauungen, Lehren und Sitten. Schlichte Frömmigkeit ist das Gemeingut fast aller Helden; sie sind überzeugt, dass im Schosse der Götter ihre Geschicke ruhen, und dass es gut um sie bestellt ist, wenn die Götter ihnen wohl wollen. Darum legen sie auf das Gebet und auf das Opfer grosses Gewicht. Als der schönste Ausdruck des tiefreligiösen Sinnes, der dem Griechenvolk in der Heroenzeit innewohnte, darf jenes Wort betrachtet werden, das kein Geringerer als Melanchthon für das schönste im ganzen Homer erklärt hat, das Wort nämlich: »Alle Menschen bedürfen der Götter.« »Wer den Göttern folgt, dem helfen sie,« wird immer von neuem eingeschärft. »Pallas Athene ist es, die

mich nicht fliehen lässt,« jauchzt Diomedes im Getümmel der Feldschlacht; und auch der Tapferste der Tapfern, Achilleus, bittet die Olympier wiederholt um Hilfe.

Sodann ist Wahrheit und Wahrhaftigkeit ein Schmuck der Homerischen Helden und zwar ein so hoher, dass Achilleus versichert, verhasst sei ihm der Mann gleich den Pforten des Hades, der etwas anderes sage als er denke. Der Eidschwur ist heilig, und wer ihn bricht, verfällt der Strafe des Zeus, der über dem Recht wacht. Wehe auch den Göttern, die den Eid brechen, den sie beim Styx geschworen haben.

Das Gefühl der Ehre ist ausserordentlich lebendig. Ihren guten Namen halten die Helden blank wie ihre Schwerter. Man denke an Achilleus und Diomedes.

Die Treue gehört in beiden Gedichten zu den Kräften, die den Lauf der Ereignisse bestimmen.

Die Freundschaft wird auf das wärmste gepflegt, zumal die Gastfreundschaft, die um einzelne und ganze Völker ein Band des Friedens schlingt, die auch den Bettler unter den Schutz der Götter stellt.

Der Gatten- und Kindesliebe begegnen wir auf Schritt und Tritt, nur einer Liebe nicht, der Feindesliebe. Den Homerischen Menschen gilt es noch für ebenso geboten, den Feind zu hassen und zu vernichten, wie es für recht gilt, den Freund zu lieben. Es ist schrecklich, zu sehen, wie Achilleus den jungen Lykaon trotz seiner flehentlichen Bitten niederstösst; wie er an dem Leichnam des Hektor seine Wut auslässt; wie er zwölf gefangene troische Jünglinge dem Freund zu Ehren auf seinem Scheiterhaufen schlachtet; aber der peinliche Eindruck, den solche Vorgänge machen, wird gerade beim Achilleus durch ergreifende Züge von Versöhnlichkeit gemildert.

Von den sonstigen Tugenden steht naturgemäss die Tapferkeit im höchsten Preise. Feiglinge gehen der Rettung wie des Ruhmes verlustig, und von denen, die fliehen, werden mehr getötet als von denen, die standhalten, das ist die allgemeine Überzeugung. Je mutiger einer vordringt und je langsamer er zurückweicht, desto grösseres Ansehen geniesst er. Nicht im Massenkampfe, nicht aus weiter Ferne und mit Feuerwaffen töten sie, was auch der Feige kann, sondern im Nahkampfe, Mann gegen Mann, mit dem Speer oder dem Schwert oder dem Feldstein. Der Held muss körperlich und geistig tüchtig sein, wenn

er siegen will; er muss Stärke, Geschick und Mut verbinden, sonst ist er verloren.

Diese Tapferkeit artet nicht in Roheit aus. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil sie im Dienste der höchsten Ziele steht. Man kämpft wohl für den Ruhm, wie namentlich Achilleus, aber man kämpft doch auch aus Gehorsam und im Dienste des Gemeinwesens. Die Troer und ihre Bundesgenossen wissen recht gut, dass es schlimm um Ilias bestellt ist und dass die hohe Feste bald fallen wird, und doch kämpfen sie wacker, weil Priamos es will und weil das heilige Vaterland in Gefahr schwebt. Pulydamas rät einmal dem tapferen Hektor, vom Kampfe abzustehen, weil die Vorzeichen ungünstig seien. »Thor, der du bist«, ruft ihm der Held entgegen, »dir müssen die Götter den Sinn verwirrt haben, dass du solch einen Rat giebst. Es giebt nur ein Vorzeichen, das ist der Kampf für das Vaterland«.

Unter den Helden, die da kämpfen, geniessen die Könige grosser Vorrechte und Ehren. Man hält dafür, dass sie von den Göttern abstammen und sich des besonderen Schutzes der Götter erfreuten. Dafür erwartet man aber auch besondere Leistungen von ihnen. Zum blossen Herrsein, zum Geniessen und Schwelgen sind sie nicht da, sondern zur unermüdlichen Arbeit für das Volk. »Du schläfst«, so ruft der oberste Gott dem obersten König im Traume zu, »Du schläftst, Agamemnon? Ein ratspendender Mann, dem Völker anvertraut sind und dem so Grosses am Herzen liegt, darf nicht die ganze Nacht schlafen.« Ein köstliches Wort! Aber nicht minder köstlich ist das andere, das die Weltgeschichte durch die Jahrtausende hin bestätigt hat: »Die Vielherrschaft taugt nichts; einer muss Herr sein, einer König, dem der Kronide Zeus die Macht übergeben hat.«

Adel und Kraft spricht aus den Homerischen Menschen. Sie stehen noch auf gutem Fusse mit der Sinnlichkeit; sie lieben, sie essen, sie trinken, sie toben sich aus mit vollem Behagen, aber ohne Lüsternheit, ohne Weichlichkeit. Ein Mensch wie Paris, der über dem Hang zur Sinnenfreude der Tugend und Heldenehre vergisst, ist der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und mit einem Lügner pflegt niemand Gemeinschaft. Weil in der Homerischen Welt diese Sittenreinheit und moralische Sicherheit herrscht, der Lug und Trug so verhasst ist wie Feigheit

und Faulheit, weil hier Denken und Handeln noch im schönsten Einklang stehen, weil hier die Reflexion noch nicht zwischen Geist und Leib geschieden hat und niemand von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, weil uns hier fast durchweg ehrliche, kernhafte, zuverlässige Naturen entgegentreten, so ist es uns, wenn wir Homer lesen, als ob wir von frischer, würziger Bergluft angeweht würden, in der zu atmen und sich gesund zu baden eine Lust ist.

Zu des Dichters Lebzeiten waren die Stände schon geschieden und durch Kämpfe getrennt, in seiner Dichtung aber lässt er die Götter noch freundlich mit den Menschen, die Könige noch freundlich mit ihren Dienern verkehren! Er kennt für die Heroenzeit noch keinen klaffenden Zwiespalt zwischen den Ständen. Wie wohlthuend berührt jedes fühlende Herz der Verkehr des Königs Odysseus mit dem treuen Sauhirten Eumaios! In Goethes Werther, jenem wahrhaft genialen Werke, wird dem Homer die höchste Ehre erwiesen. Der sehr begabte, aber willensschwache Jüngling, von dem das Werk handelt, kennt und schätzt ihn sehr. Er besitzt neben der Ernestischen auch die kleine Wettsteinsche Duodezausgabe, die er bequem auf den Spaziergängen mit sich nehmen kann. Als er nun das Unglück hatte, der hochnäsigen Gesellschaft im Hause des Grafen von C., weil er nicht vornehm genug war, so wenig zu gefallen, dass der Gastfreund ihn bitten musste, sich zu entfernen, da fuhr er nach M., dort die Sonne untergehen zu sehen und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Odysseus von dem trefflichen Sauhirten bewirtet wird. Vortrefflich! Das war Balsam auf die Wunde! Leider blieb der Unglückliche nicht bei Homer; er ging zu Ossian über, d. h. von dem Dichter kraftvoller Thaten und erprobter Helden zu dem Sänger weicher Empfindungen und zerfliessender Gestalten, und seitdem war er verloren.

Die Homerischen Menschen leben im Diesseits und nicht im Jenseits. Das Bild, das sie sich vom Leben nach dem Tode machen, ist schrecklich. Odysseus hat das Elend dort unten gesehen. Denn als er in den Hades hinabgestiegen ist, was nur einem Manne von seinem Mute und seiner Klugheit gelingen konnte, sieht er, wie die grossen, starken Helden von ehedem zu erbärmlichen Schatten zusammengeschrumpft sind, und Achilleus ruft ihm klagend zu, er wolle lieber Tagelöhner auf der Erde als König unter den Toten sein. Aber die Lebenslust und der

Thatendurst jener kraftvollen Gesellschaft war zu gesund und naturwüchsig, als dass eine trübe oder gar pessimistische Stimmung hätte aufkommen können. Nur ganz vereinzelt findet sich einmal eine Äusserung wehmütiger Trauer, aber desto mehr hebt sie sich von dem sonstigen, lichten Hintergrunde ab, desto wirksamer ist sie. Als die Rosse des Achilleus erfahren haben, dass ihr Wagenlenker Patroklos gefallen ist, stehen sie unbeweglich, wie Säulen auf dem Grabmal eines Mannes stehen, und heisse Thränen stürzen aus ihren Augen. Das sieht Vater Zeus. Er schüttelt das Haupt und spricht zu seinem Herzen: »Ihr Armen, warum haben wir euch, die ihr nicht altert und nicht sterbet, einem Sterblichen gegeben? Doch nur, dass ihr unter den unseligen Männern Leid erduldetet. Denn von allem, was da lebt und webt, ist der Mensch das unglücklichste Geschöpf.«

Auf die Vergänglichkeit des Menschenlebens weist Glaukos in jenem wunderschönen Vergleich hin, den Herder nicht lesen konnte, ohne vor Rührung zu weinen:

> Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.
> Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
> Treibet der knospende Wald, erzeugt in des Frühlinges Wärme.
> So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Aber solch eine Empfindung ist wie ein Tropfen fremden Blutes in den Adern Homers; er stösst ihn aus. Er weiss es und bekennt es wiederholt, dass mit Seufzen und Klagen nichts erreicht wird, da sie das Herz erkälten und starr machen. Er wendet sich lieber dem frischen Leben zu und wird ein Sänger starker Empfindungen und kräftiger Thaten.

Nach dem allen begreift man, wie die Griechen Homer als den besten Lehrer der Religion und Sittlichkeit betrachten konnten, warum sie gewisse Sentenzen gleichsam als Kernsprüche im Munde führten und wie Horaz dazu kam, zu sagen, er lese immer wieder den alten Meister, weil man aus ihm besser als aus den Schriften der Philosophen lerne, was schön und was hässlich, was nützlich und was schädlich sei.

Mit der gesunden und kernigen Natur der Homerischen Menschen, mit ihrem Realismus ist der Realismus der Darstellung untrennbar verbunden. Denn wodurch anders könnte ein naturwahres Wesen und der Schein des vollen Lebens uns

vorgeführt werden als durch naturwahren Ausdruck? Unsere jüngsten Dichter, die Naturalisten, sind im Irrtum, wenn sie glauben, mit der getreuen Wiedergabe der Natur hätten sie etwas Neues aufgebracht. Neu ist nur das Übertriebene, das Falsche an ihrem Verfahren, insofern sie nicht mit künstlerischer, sondern mit photographischer Treue, nicht nach dem Gesichtspunkte der Schönheit, sondern nach dem der augenblicklichen Wahrheit, die doch nur eine Karikatur der wirklichen Wahrheit ist, die Dinge wiedergeben. Anders Homer. Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, sein Auge erfasst ihres Wesens Schönheit. Er beobachtet die natürlichen Vorgänge scharf, er spiegelt sie treu wieder, und wenn er schildert, verweilt er beim Kleinen mit derselbigen Genauigkeit und demselben Behagen wie beim Grossen; aber weil er die Dinge nach ihrem inneren Kern erfasst, weil er sie selber sprechen lässt, anstatt über sie zu sprechen, weil er mit der Kraft der natürlichen Leidenschaft eine massvolle Besonnenheit verbindet, die ihn fast nie vom Wege der Schönheit abirren lässt, weil er auf jedem Gebiet das Bild aller lebendigen Kraft vergegenwärtigt und begrenzt: darum ist seine Darstellung wahrer, naturtreuer und wohlthuender, als wenn er nur Augenblicksbilder aufgenommen hätte. Denn das muss man sagen, die Homerische Welt steht greifbar vor unseren Augen. Von allem, was vorgeht und geschieht, was erzählt und beschrieben wird, können wir uns eine deutliche Vorstellung machen; es ist, als ob wir dabei wären. Der Dichter bleibt im Hintergrunde, und wie er auf die neueste Zeit nicht anspielt, so hält er mit seinem Urteil zurück. Er nimmt die Dinge, wie sie sich geben; das verleiht seiner Darstellung die vielgerühmte Objektivität. »Homer«, sagt Goethe einmal, »stellt die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; er schildert das Fürchterliche, wir fürchterlich, er das Angenehme, wir angenehm.« Der Ton seiner Empfindung ist naiv, nicht gekünstelt, seine Darstellung kernig und plastisch. Ob Land oder Meer, ob Kampf oder Stillleben, ob Mensch oder Tier — Homer ist in der anschaulichen Wiedergabe aller dieser Dinge bewundernswert. Nun geht diese Kunst der objektiven oder realistischen Darstellung in erster Reihe auf die dem Dichter angeborene gesunde Anschauung, auf seinen Sinn für die Wahrheit zurück, er hat aber nicht selten, z. B. bei der Schilderung der Phaiakeninsel, auch der dichterischen Phantasie ihr volles Recht eingeräumt und hier durch die Verschmelzung

mythischer Züge mit wirklichen, durch eine innige Verbindung von Wahrheit und Dichtung sich die höchste Wirkung gesichert.

Auf die wichtigsten der Kunstmittel, die Homer anwendet, um anschaulich zu schildern und zu malen, hat zuerst Lessing im Laokoon hingewiesen, und man thut gut, immer wieder zu seinen trefflichen Ausführungen zurückzukehren.

Homer malt nicht, wie der Maler malt, sondern er verwandelt Nebeneinanderliegendes in Aufeinanderfolgendes, Räumliches in Zeitliches, Ruhendes in Bewegtes, weil die Zeit, nicht aber der Raum, weil die Handlung, nicht aber die Ruhe das Gebiet des epischen Dichters ist. Statt der Abbildung eines Scepters, die doch hinter der des Malers weit zurückstehen würde, giebt er die Geschichte des Scepters; statt zu schildern, wie der Boden mit Leichen bedeckt ist und wie überall in der Ebene hin die Feuer brennen, erzählt er, wie Apollo, ergrimmt wegen des Schimpfes, den man seinem Priester angethan hat, vom Olymp herabsteigt, er, der Sonnengott, der Nacht gleich; wie die Pfeile in seinem Köcher rasseln, während er eilig hinabsteigt; wie er sich dem Lager gegenüber niedersetzt, den Bogen nimmt, die Pfeile auflegt, sie unter furchtbarem Schwirren entsendet, zuerst die Maultiere und Hunde, dann die Menschen trifft, und wie nun die Leichen sich häufen und die Bestattungsfeuer in der Ebene sich mehren. Das ist ein herrliches dichterisches Gemälde, und derselben giebt es viele, namentlich auf dem Schilde des Achilleus.

Eine besonders schöne Schilderung ist die Meerfahrt des Poseidon. Der Dichter hätte sagen können: Der Meergott fuhr eilig von Aigai nach Troja hinüber. Das wäre Prosa gewesen. Wie lautet dagegen die Poesie! In Aigai, im goldschimmernden Palast tief unten im Meer, schirrt Poseidon die erzhufigen, von goldener Mähne umflatterten Rosse ins Joch, besteigt den Wagen, schwingt die goldene Geissel und lenkt über die Flut, um an der troischen Küste zu landen. Und als er dahin fährt, kommen die Ungeheuer des Abgrundes aus allen Tiefen herbei und jauchzen bei seinem Erscheinen, weil sie ihren Herrn und Meister erkennen. Das Meer aber bildet von selbst eine Strasse, und die Wogen türmen sich zu beiden Seiten auf; er aber fährt dahin in rasender Eile, und kein Tropfen netzt die eherne Axe.

Was thut aber der Dichter, wenn er körperliche Schönheit darstellen soll? Malt er hier, wie die Maler malen? Ja, wenn er ein schlechter Dichter wäre! Versuchte er es dem Maler nach-

zuthun, wie das andere thörichterweise versucht haben; versuchte er etwa von der Schönheit der Helene uns auf die Weise einen Begriff zu geben, dass er sagte, ihr Haar hatte diese Farbe, ihre Stirn diese Wölbung, ihre Augen diese Form und diese Farbe, ihre Nase diese Länge und diese Stellung, ihr Mund war so geschnitten und so schmal, das Kinn also geformt, der Teint also beschaffen: man würde eins über dem andern vergessen, würde das Ganze nicht zusammenfassen und sicherlich nicht den lebendigen Eindruck der Schönheit bekommen. Darum verzichtet Homer auf das malerische Malen und zeigt uns die Wirkung der Schönheit, und siehe da, die Schönheit steht in all ihrem Zauber vor uns! Denn wenn wir hören, dass Paris sogar unter Bruch der Gastfreundschaft die Helena raubt; wenn er sich selbst durch die Not der Seinen nicht bestimmen lässt, diesen herrlichen Besitz zurückzugeben; wenn die troischen Greise, die doch alle Ursache hatten, der Helena gram zu sein, bei ihrem Erscheinen in die Worte ausbrechen: »Wahrlich, es ist den Troern und Achaiern nicht zu verargen, dass sie um dieses Weibes willen so lange Schmerzen erdulden; sie gleicht den unsterblichen Göttern an Schönheit« — wahrlich, dann haben wir eine lebendige Vorstellung von ihrer Schönheit bekommen.

Ein weiteres wirksames Mittel, seiner Darstellung Anschaulichkeit zu geben, besitzt Homer in seinen malerischen Beiwörtern. Durch gutgewählte, treffende Adjektive beleuchtet er im Nu Personen und Dinge. Wenn ein Held »im Schlachtruf tüchtig« oder »fussschnell« oder »armstark« oder »Aresgeliebt«, wenn ein weibliches Wesen »weissarmig« oder »silberfüssig« oder »grossäugig«, wenn ein Schiff »schnell« oder »seedurchfahrend«, wenn der Wolf »rohfleischfressend«, wenn das Ross »kraftstrotzend« und der Hase »Ducker« genannt wird, so stehen diese Wesen alle sofort in charakteristischer Form vor uns.

Am allernächsten aber kommt Homer der Natur und der Wahrheit durch seine Vergleiche. In Goethes »Hermann und Dorothea«, diesem besten aller modernen Epen, finden sich nur zwei wirklich ausgeführte Vergleiche. In den deutschen Epen des Mittelalters giebt es schon eine grosse Zahl. Aber gegen den Reichtum und die Vortrefflichkeit der Homerischen Vergleiche kommt nichts auf. Die blosse Menge wäre ja nun allerdings noch kein Lob. Es könnte ja so aussehen, als ob Homer der Vergleiche bedurft hätte, eine nicht ganz klare Dar-

stellung klarer zu machen. Dem ist aber nicht so. Undeutlich ist auch ohne Vergleich nichts. Aber durch die Vergleiche werden bestimmte Punkte, auf welche der Dichter besonderes Gewicht legt, in das hellste Licht gerückt, oder es wird durch sie in den bewegtesten Kampfesscenen ein Ruhepunkt für gesammelte Betrachtung gewonnen; und dann sind diese Vergleiche sehr oft an und für sich fesselnde, weil von Leben und Poesie erfüllte Geschichten oder Naturschilderungen und Beschreibungen von Landschaften, die dem für Naturschönheit empfänglichen Sinn die höchste Freude gewähren.

Die äusseren Vorgänge, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, bedürfen natürlich nicht der Erklärung durch Parallelen aus dem geistigen Leben. Ein solcher Versuch ist nur einmal von Homer gemacht worden und zwar in sehr sinniger Weise. Wie sich ein Mann, sagt er, der viele Länder gesehen hat, in seinen Gedanken mit wunderbarer Schnelligkeit bald hierhin bald dahin versetzen kann, so schnell eilte die Göttermutter Here vom Ida zum Olympos. — Sonst bietet die Natur mit der Fülle ihres Lebens die schönsten Vergleiche. Der Wandel der Jahreszeiten, die Stille der Nacht, der Stürme Wut und des Meeres immer wechselnde Erscheinungen, Feuer und Wasser, Pflanzen und Tiere, alles tritt in den Dienst des göttlichen Sängers.

Von Hektor ist eben gesagt, dass er, auf seine schnellen Füsse vertrauend, in die Schlacht eilte. Das genügt dem Dichter noch nicht. Er setzt hinzu: Wie es ist, wenn ein Ross, das im Stalle steht und an der Krippe reichlich Hafer gefressen hat, die Fessel zerreisst und durch die Ebene dahin galoppiert, weil es gewohnt ist, im schönfliessenden Strom sich zu baden; stolz trägt es sein Haupt im Vertrauen auf seine Kraft, um die Schultern flattert die Mähne, und seine Füsse tragen es schnell zu den bekannten Weideplätzen der Rosse: also eilte Hektor schnell vorwärts, als er die Reisigen zum Kampfe antrieb. — Von demselben Hektor sagt der Dichter ein andermal: Wie der braune Adler auf die Schar der geflügelten Vögel losstürzt, die am Flusse sitzen und fressen, auf Gänse, Kraniche oder langhalsige Schwäne: so stürzt Hektor auf das stahlblau geschnäbelte Schiff vor.

Wie schon hieraus hervorgeht, enthalten die Homerischen Vergleiche oft sehr viel mehr als unbedingt nötig ist. Sie dienen eben nicht nur zur Erläuterung und um die Stimmung zu verstärken, sondern haben eine Bedeutung für sich.

Um den Kampfeseifer der Myrmidonen zu zeichnen, hätte Homer nur zu sagen brauchen: sie stürzen vorwärts, wie hungrige Wölfe auf ihre Beute stürzen. Weil er aber ein anschauliches Tierleben vorführen will, sagt er: Gleich wie Wölfe, die nach Fleisch verlangt, denen unbändige Kraft im Innern wohnt und die nun einen grossen gehörnten Hirsch in den Bergen erbeutet haben und verzehren; ihnen allen sind die Rachen rotgefärbt von Blut; dann stürzen sie rudelweise fort, um aus der nächsten Quelle mit ihren schmalen Zungen das dunkle Wasser zu schlürfen, wobei sie den blutigen Mord ausspeien; in ihrer Brust lebt ein Herz, das nicht zittert, ihre Magen aber sind vollgestopft von Speise: gerade so drängen sich die Führer und Berater der Myrmidonen um den Freund des Aiakiden. — Oder es stürzt ein Held, wie eine Eiche stürzt, oder eine Schwarzpappel oder eine schlanke Kiefer, die die Zimmerleute mit ihren Beilen gefällt haben, damit sie zum Schiffbau verwendet werde. — Zu besonders schönen Vergleichen wird der König der Tiere, der Löwe, verwertet. Wie ein Löwe vom einsamen Gehöft abzieht, nachdem er es müde geworden ist, die Hunde und die Männer zu reizen, die die ganze Nacht Wache halten und nicht zulassen, dass er sich ein fettes Stück aus der Rinderherde herausholt; ihn aber verlangt heftig nach Fleisch, und so dringt er immer wieder vor; er richtet aber nichts mehr aus, denn in einem fort senden sie ihm die Speere entgegen, die von den Händen der Männer geschleudert werden, und die brennenden Fackeln, vor denen er trotz aller Kampfeslust zurückweicht; und als es Tag wird, entfernt er sich mit bekümmertem Herzen: geradeso wich der im Kampfruf tüchtige Menelaos zurück von dem Leichnam des Patroklos, den die Troer nicht losliessen. — Sogar dem Grautier, dem Esel, hat der Dichter eine Seite abgewonnen und zwar eine gute, die Beharrlichkeit, die sich durch nichts beirren lässt. Sowie ein Esel, den Knaben dahinführen und der auf ein grünes Saatfeld am Wege gegangen ist, sich satt zu fressen, unbekümmert um die Schläge, die die Kinder ihm geben, ruhig weiter frisst, bis er satt ist und dann von selbst wieder in den Weg zurück lenkt: so weicht Aias vor den Speerwürfen der Feinde nur langsam und ohne sich sonderlich um sie zu kümmern.

Wie lieb dem Dichter die Vergleiche sind, ersieht man namentlich daraus, dass er sie an einigen Stellen häuft; finden sich doch einmal fünf Vergleiche zusammengestellt, damit ja

der Vorgang, der Ausmarsch des Heeres, von allen Seiten beleuchtet werde.

Es bliebe noch übrig, von dem Versbau und dem sprachlichen Ausdruck des Dichters einiges zu sagen. Allein das kann man nicht gut thun, ohne Bekanntschaft mit dem Urtext vorauszusetzen. Ich beschränke mich also auf die Versicherung, dass die Homerische Darstellung Einfalt und Erhabenheit, Kunst und Natur in wahrhaft gewinnender Weise verbindet, dass man sich einen schlichteren Satzbau nicht denken kann, und dass er doch, weil er klar und wohlgebaut ist, niemals ermüdet, und dass der Homerische Vers in seiner passenden Länge, seinem schönen Tonfall, seiner Ausdauer, Kraft und gefälligen Gliederung für das Epos wie geschaffen ist. Der Ton wechselt natürlich je nach der Verschiedenheit des Inhaltes. Bald ist die Darstellung farbenreich, andringend und kühn, bald zeichnet sie sich durch Pracht und Fülle aus, bald erstrahlt sie in sonnigem Glanze, bald nähert sie sich in sicherer Ruhe und Schlichtheit der Rede des gewöhnlichen Lebens, immer aber atmet sie Gesundheit, Kraft und Bewegung.

Ich habe entfernt nicht alles beigebracht, was als besonders fesselnd an Homer gelten kann und was seine überragende Grösse ausmacht. Aber wenn wir nur auf das wenige hinsehen, was ich in dieser Stunde Ihrem Urteil unterbreitet habe, so begreifen wir, wie Homer bei seinem Volke in so hohen Ehren stand, dass es ihn wie einen Heros, ja wie einen Gott feierte, und wie er bis auf unsere Tage in allen höheren Kulturen als segenspendender Genius und als Führer zum Idealen gefeiert wird.

Wie sagt doch Goethe?

»Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.«

Wer dem deutschen Volke die Griechen, wer ihm den Homer nehmen will, der weiss einfach nicht, was er thut; er verschüttet eine der Quellen, aus denen unserem Geistesleben ein Segen zugeströmt ist und fortwährend zuströmt, wie ihn keine Litteratur der Welt wieder zu bieten vermag. Übrigens hat es keine Gefahr. Wenn wir von ihm abgebracht würden wir kehrten doch wieder zu ihm zurück. Er altert nicht, er verliert nicht, er bleibt immer neu und frisch. Seine Vorzüge und Reize sind so zahlreich, so gross und von so bleibendem Werte, dass er der Welt nicht verloren gehen kann

und nicht verloren gehen darf. »Auch hier«, ruft Lessing einmal aus, »ist Homer das Muster aller Muster«. Das gilt fast durchweg. Und wenn wir auch so glücklich sind, die herrlichsten Schätze vieler anderer Völker und vor allem die Meisterwerke unserer eigenen Litteratur, einer Litteratur sondergleichen, zu besitzen und zu geniessen, einen Homer hat es nur einmal gegeben; nur einmal hat sich in einem Sänger Natur und Kunst, Objekt und Subjekt, Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues zu solch ungestörter Einheit zusammengefunden wie in Homer, und so sagen wir im Anschluss an die Worte eines griechischen Epigrammatisten:

»Lange sann die Natur und schuf, und als sie geschaffen,
Jubelte laut sie und sprach: »Einen Homeros der Welt«.«

---



